Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 40 (1986)

Heft: 1

Artikel: Korea : Assimilation und Eigenständigkeit

Autor: Deuchler, Martina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-146758

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KOREA: ASSIMILATION UND EIGENSTÄNDIGKEIT*

MARTINA DEUCHLER

Korea ist erst in den letzten Jahrzehnten ins westliche Bewusstsein gerückt, auch wenn 1982, in geflissentlicher Verkennung der historischen Umstände, mit grossem Aufwand das hundertjährige Jubiläum der Unterzeichnung der ersten Verträge zwischen Korea und westlichen Staaten gefeiert wurde. Als Halbinsel, die sich vom asiatischen Festland in südöstlicher Richtung gegen die japanischen Inseln vorschiebt, findet sich Korea in der paradoxen Lage, zu gewissen Zeiten als dynamische Landbrücke der Übermittlung von Ideen und Gütern innerhalb der ostasiatischen Welt zu dienen, dann aber auch, gleichsam als vom Festland abgeschnürtes Anhängsel, während Jahrhunderten ein isoliertes Dasein zu fristen. Korea hat kaum je sein äusseres Geschick selbst bestimmen können, da es eingespannt war zwischen China, dem «Reich der Mitte», das alle umliegenden Länder zu peripherer Existenz verurteilte, und Japan, dem Inselreich, das, immer wieder von Grossmachtgelüsten befallen, zerstörerisch sich auf dem asiatischen Kontinent ein Herrschaftsgebiet zu erkämpfen suchte. Koreas Erschliessung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war denn auch nicht das Resultat westlicher Kanonenbootdiplomatie. Vielmehr wurde Korea zum Mittelpunkt der chinesisch-japanischen Auseinandersetzungen über die Neustrukturierung der ostasiatischen Welt – ein Prozess freilich, der durch die westlichen Mächte, vorab die USA, Grossbritannien und das Deutsche Reich, wenige Jahrzehnte früher in Gang gesetzt worden war. Korea war dabei der grosse Verlierer. Es verschwand 1910 als Untertanenland Japans in von den Kolonialherren wohlgehütete Vergessenheit. Erst 1945 aus der Unfreiheit entlassen ist Korea in neuester Zeit, wiederum unfreiwillig, in das strategische Kalkül der Grossmächte einbezogen worden – schicksalshaft bestimmt durch seine geographische Lage.

Kein Wunder also, dass angesichts der übergrossen Rolle, die China und Japan in den äusseren Geschicken der koreanischen Halbinsel gespielt haben, bis in die Gegenwart kein eigentliches Korea-Bild entstanden ist. Selbständigkeit, Eigenheit scheint Korea im Schatten seiner prominenten Nachbarn zu entbehren. Eine Neubesinnung auf Koreanisches tut deshalb not.

* Dieser Beitrag ist eine leicht gekürzte Fassung eines Vortrages, der am 21. Mai 1984 anlässlich der Korea-Tage in Ingelheim am Rhein gehalten wurde. Er ist Frau Dr. Regine Fassbender, Mainz, gewidmet.

Betrachten wir vorerst kurz die Entwicklung der ersten politischen Einheiten im koreanischen Raum. Bodenarchäologie wie schriftliche Dokumente bezeugen, dass sich um 1000 v. Chr. gewaltige Veränderungen auf der Halbinsel vollzogen: Koreas Urbevölkerung, Träger der neolithischen Kultur, wurde durch neu aus dem Norden zuwandernde Völkerschaften verdrängt oder absorbiert. Diese Zuwanderer, deren ursprüngliche Heimat Nordostasien gewesen sein dürfte, gehörten völkisch zu den Tunguiden, sprachen eine der altaischen Sprachfamilie zuzuordnende Sprache und führten eine Megalith-Kultur ein, die auch bereits die Bronzeherstellung beherrschte. Aus Bronze wurden vor allem Prestigeobjekte gearbeitet (und nicht wie etwa im bronzezeitlichen Europa Ackerbaugeräte), und der Besitz von Bronze dürfte zu einer gewissen gesellschaftlichen Schichtung geführt haben. Eindrückliche Zeugen dieser Kultur sind die über die Mandschurei und die ganze Halbinsel verstreuten Dolmen-Gräber. Diese Zuwanderer aus dem Norden, in den chinesischen Quellen als «östliche Barbaren» (Tung-i) bezeichnet, sind somit die Vorfahren der heutigen Koreaner.

Es bleibt bezeichnend für die ganze formative Periode der koreanischen Geschichte, dass der Zustrom von Menschen und neuen kulturellen Impulsen in die koreanische Halbinsel aus dem Norden erfolgte. Diese Nord–Süd-Bewegung war besonders dann aktiv, wenn politische Umwälzungen in Nordchina Völkerwanderungen nach Osten auslösten. Mit jedem Flüchtlingsstrom gelangten neue materielle Errungenschaften in die Halbinsel, was den Flüchtlingen meist eine politische Vorrangstellung über die Einheimischen sicherte. Mit der Nord–Süd-Bewegung war also ein deutliches Entwicklungsgefälle verbunden, das den Norden kulturell begünstigte.

Im Norden war demzufolge die politische Entwicklung am raschesten. Um 400 v. Chr. entstand im Mündungsgebiet des Taedong-Flusses, in der Gegend der heutigen nordkoreanischen Hauptstadt P'yŏngyang, Alt-Korea. Dieser koreanische Protostaat stellte zwei Jahrhunderte später für die Ostflanke des chinesischen Han-Reiches bereits eine solche Bedrohung dar, dass sich die Chinesen gezwungen sahen, sich die nördliche Hälfte der Halbinsel zu unterwerfen und dieses Gebiet durch vier Militärkommandaturen zu befrieden – ein Unternehmen, das sich freilich bald als zu ambitiös erwies und zurückgesteckt werden musste. Doch der chinesische Stützpunkt von Lolang im Gebiet von P'yŏngyang bestand bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert und schickte als blühendes Handelszentrum chinesische Erzeugnisse in alle Teile Koreas – sicher die direkteste Konfrontation mit chinesischer Kultur, die Korea je kannte.

Chinesische Militärpräsenz wirkte jedoch herausfordernd auf kriegstüchtige Stammeseinheiten am Mittellauf des Yalu-Flusses und regte zu poli-

tischem Zusammenschluss und räuberischer Expansion an. Nachlassende chinesische Wachsamkeit um die Mitte des 3. Jahrhunderts führte schliesslich zur Eroberung der fruchtbaren Ebene des Liao-Flusses im Westen, der Südmandschurei im Norden und der nördlichen Hälfte der koreanischen Halbinsel im Süden. Das Reichsgebiet von Koguryŏ (trad. Daten : 37 v. Chr. bis 668), des ersten koreanischen Königreiches, dessen Hauptstadt zu Beginn des 5. Jahrhunderts nach P'yŏngyang verlegt wurde, war somit konsolidiert.

Chinas Kolonialherrschaft in Nordkorea blieb aber auch für die südliche Hälfte der Halbinsel nicht ohne Auswirkungen. Wiederum waren es Flüchtlinge aus dem Norden, die dem rückständigen Süden Entwicklungsimpulse brachten. Im Laufe des 3. nachchristlichen Jahrhunderts entstanden südlich des Han-Flusses lose Stammesverbände, aus denen in den nächsten zwei Jahrhunderten das Königreich Paekche (trad. Daten : 18 v. Chr.–663) im Westen und das Königreich Silla (trad. Daten : 56 v. Chr.–668) im Osten hervorgingen. Obschon ihre Gründungsdaten traditionsgemäss ins erste vorchristliche Jahrhundert gelegt sind, bricht tatsächlich erst um 400 n. Chr. die Zeit der Drei Königreiche an, eine Zeit intensiver politischer und gesellschaftlicher Entwicklung, internationalen Austauschs und kultureller Entfaltung.

Dennoch war es eine friedlose Zeit. Der Kampf ums Überleben und bald auch um die Vorherrschaft über die ganze Halbinsel verleitete zu gewagter Bündnispolitik: In oft wechselnder Zusammensetzung verbanden sich zwei gegen einen, und schliesslich wurde auchChina, seit 581 wieder geeint und schlagkräftig, in die innerkoreanischen Kämpfe einbezogen. Allerdings war China, wie sich bald erwies, ein gefährlicher Bündnispartner. Ihm war weniger daran gelegen, das Kriegsglück zu Gunsten seines koreanischen Verbündeten zu wenden als sich selbst strategisch wichtige Gebiete, vorerst die von Koguryŏ beanspruchte Liaotung-Halbinsel und die südliche Manschurei, wenig später dann auch die Territorien des besiegten Koguryŏ und Paekche, einzuverleiben. Es war deshalb ein epochales Ereignis, als das kaum erstarkte Silla 676 dem arroganten T'ang-Reich eine entscheidende Niederlage zufügte – diese Schmach bleibt in den chinesischen Geschichtsbüchern unerwähnt – und dadurch die koreanische Halbinsel dem militärischen Zugriff Chinas entzog. Dieser Sieg war die schlussendliche Bestätigung der Alleinherrschaft Sillas über die ganze koreanische Halbinsel. Mehr noch: Unter dem Vereinten Silla (668–935) ist *Korea* recht eigentlich entstanden. Zum ersten Mal war territoriale Integration erreicht, vermischten sich verschiedenartige völkische Elemente zu ethnischer Einheit, verschmolzen diverse regionale Traditionen zu *einer* koreanischen Kultur, und erlangte das Silla-Idiom die Bedeutung der Landessprache. Kurz: Es erwachte ein koreanisches Selbstbewusstsein, das die Identität des jungen Staates nach innen und aussen erstarken liess.

So viel in Kürze zur Entstehungsgeschichte Koreas. In Erinnerung bleiben sollten zwei gewichtige Fakten. Erstens: Die Vorfahren der heutigen Koreaner waren Zuwanderer aus Nordostasien, und deshalb ist das *nordische* Element, vielleicht als tungusisch-skythisch zu bezeichnen, im Frühstadium der koreanischen Kultur vorherrschend. Es wird allerdings später durch massiven chinesischen Einfluss überdeckt, ist jedoch bis heute lebensfähig geblieben. Zweitens: Die Nord–Süd-Bewegung auf der koreanischen Halbinsel blieb sicherlich nicht ohne Auswirkungen auf die Entwicklung des frühen Japan. Menschen, Güter, Ideen machten nicht an Koreas Südküste halt, sondern setzten auf die japanischen Inseln über, wo sie sich in den formativen Prozess mischten – eine Ansicht freilich, die der stolzen Behauptung der Japaner, ihre Kultur sei ohne äussere Impulse gewachsen, zuwiderläuft. Aufschlussreich dürfte dennoch die Entdeckung von sprachlichen Gemeinsamkeiten zwischen Koguryŏ und Alt-Japan sein.

Koreas Verpflichtung auf ein kulturelles Erbe, das sowohl nordische wie auch chinesische Elemente verbindet, wird in Gründungsmythen eindrücklich artikuliert. Da gibt es die Legende vom Burggrafen von Chi (koreanisch Kija), der, am Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. vom damaligen chinesischen König mit Korea belehnt, sich mit seinen Anhängern in P'yŏngyang niederliess und den Koreanern Riten, Gerechtigkeit, Landwirtschaft, Seidenzucht und Textilherstellung beigebracht haben soll. In chinesischen Geschichtswerken wird Kija als der grosse Überbringer chinesischer Zivilisation nach Korea dargestellt. Spätere koreanische Fassungen formten die Legende nach den Bedürfnissen der jeweiligen Machthaber um und zeichneten Kija bald als lokalen Ahnherrn – in P'yŏngyang wurde ihm zu Beginn des 12. Jahrhunderts ein Schrein errichtet –, bald als Gründer des koreanischen Staates, der auf der selben zivilisatorischen Stufe wie China stand.

Während die Kija-Legende somit zu einer Art Gradmesser koreanisch-chinesischer Beziehungen wurde, gibt es einen weiteren Erzählstoff, der deutlich nach Nordasien weist. Es ist dies der Tan'gun-Mythos. Kurz gefasst handelt es sich dabei um einen Sohn, der von seinem himmlischen Vater auf die Erde geschickt wird, um diese zu lenken. Dort zeugt er mit einer aus einer Bärin verwandelten Frau einen Sohn, Tan'gun, den Ahnherrn des koreanischen Volkes. Verschiedene Elemente, beispielsweise das Bärenmotiv, knüpfen Verbindungen zum nordeurasisch-sibirischen Kulturgürtel wie auch zu den japanischen Gründungsmythen. Tan'gun, der sehr viel später als Kija in der koreanischen Geschichtsschreibung erwähnt und lange vom geschichtsträchtigeren Kija in den Hintergrund verdrängt wurde, wird heute von der modernen Wissenschaft mit dem Aufkommen der neolithischen Kultur in Zusammenhang gebracht. Tatsächlich fällt das traditionelle Datum der

Reichsgründung durch Tan'gun auf das Jahr 2333 v. Chr.! Im Zuge des aufblühenden Tan'gun-Kultes im heutigen Südkorea ist Kija völlig verschwunden, und Tan'gun beherrscht die Massenmedien wie die Schulbücher als der angeblich «historische» Gründer Koreas.

Durch die ganze koreanische Geschichte zieht sich wie ein roter Faden der Assimilierungsprozess chinesischer Kulturwerte. Zu allen Zeiten war Korea der übermächtigen kulturellen Ausstrahlung Chinas ausgesetzt, und es ist deshalb nur natürlich, dass sich die Koreaner diejenigen Elemente chinesischer Kultur zu eigen machten, die sie in den Kontext ihrer eigenen Tradition einzufügen vermochten. Dabei handelt es sich keineswegs um eine unreflektierte, kunterbunte Aneignung modischer Trends, sondern vielmehr um gezielte Übernahme von Fremdwerten zur Festigung Koreas eigener politischer und gesellschaftlicher Institutionen. Dieser Prozess lässt sich etwa mit der Eingliederung chinesischer Lehnwörter in die koreanische Sprache vergleichen. Chinesische Vokabeln, nahezu die Hälfte des heutigen Wortschatzes, werden mittels der Regeln der koreanischen Grammatik in die völlig anders gearteten Sprachstrukturen eingepasst – wie bereits erwähnt, gehört das Koreanische zu den altaischen Sprachen – und nehmen so einen koreanischen Bedeutungswert an. Dieses Phänomen der Wandlung und Anpassung lässt sich in fast allen Bereichen koreanischen Lebens fassen. Ein paar Beispiele mögen der Illustration dienen.

Wenden wir uns zuerst Koreas *politischer* Kultur zu. Die frühen Königreiche, Koguryŏ und Silla, mit Ausnahme von Paekche, gingen aus Stammesbündnissen hervor, deren Zusammenhalt auf dem Konsens aller Beteiligten beruhte. Diese Tradition liess keinen zum uneingeschränkten Herrscher erstarken und wirkte sich auch dann noch aus, als einer der Stammeshäuptlinge sich schliesslich mittels des chinesischen Titels «wang», König, über seine Gefährten stellte. Zu keiner Zeit wurde der koreanische König ein absoluter Monarch, der sich, wie der chinesische «Himmelssohn», über die täglichen Belange des Regierens erheben konnte. Er blieb eine politische Figur, die ihre Stellung ständig gegenüber einer starken Aristokratie zu verteidigen hatte.

Die Aristokratie bildete die erbliche Oberschicht in einem stark hierarchisch und statusorientierten Gesellschaftssystem, das durch ideologische und rechtliche Mittel Mobilität zwischen den einzelnen Gruppen fast gänzlich ausschloss. Die Monarchie festigte sich in dem Grad, wie es ihr gelang, diese Aristokratie in eine zunehmend kompliziertere Bürokratie einzubinden, das heisst, Aristokraten zu Bürokraten umzuformen. Nach ersten solchen Versuchen während der Koryŏ-Zeit (918/35–1392) wurden die Privilegien der Aristokratie nach 1400, unter der Yi-Dynastie (1392–1910), dahin

korrigiert, dass fortan Amt und Würden, Voraussetzung für politische Mitsprache und wirtschaftlichen Wohlstand, nicht länger auf Grund von Geburtsrechten, sondern alleinig durch erfolgreiches Bestehen der Zivil- und Militärbeamtenexamen zu erwerben waren. Das chinesische Examen-Modell wurde jedoch nicht ohne Modifizierung in Korea übernommen. Während in China die Examen allen qualifizierten Kandidaten zugänglich waren, blieben sie in Korea den Angehörigen der Aristokratie vorbehalten. Das Examenssystem übte somit in Korea nicht die gleiche egalitäre Wirkung aus wie in China, sondern bestätigte im Gegenteil die alteingesessenen Interessen der privilegierten Oberschicht. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Königtum und Aristokratie schlug sich, wie wir gleich sehen werden, auch in Koreas *Geistesgeschichte* nieder.

Dass Chinas früh entwickeltes Geistesleben besonders nachhaltige Impulse nach Korea ausstrahlte, ist altbekannt. Korea ist China für *Buddhismus* wie *Konfuzianismus* verpflichtet. Doch einmal auf koreanischem Boden angelangt, passten sich die fremden Gedankensysteme koreanischen Verhältnissen an. Dies heisst freilich nicht, dass die Übertragung einmalig blieb. Vielmehr handelte es sich um einen über weite Zeiträume sich ausdehnenden Prozess, dessen Intensität ebenso von Chinas jeweiliger geistiger Disposition wie von Koreas Aufnahmebereitschaft abhing. Zu Zeiten verschloss sich Korea aber auch intellektuellen Entwicklungen in China, die es für seine eigene Kultur für wenig förderlich oder gar gefährlich hielt.

Wiewohl Konfuzianismus und Buddhismus nahezu gleichzeitig in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in der koreanischen Halbinsel bekannt wurden – es war die formative Periode der Drei Königreiche –, schien gerade der Buddhismus den vorab politischen Bedürfnissen der damaligen Zeit in hohem Grade entgegenzukommen. Nachdem die ersten buddhistischen Mönche aus Nordchina in Koguryŏ vorerst mit Misstrauen aufgenommen wurden – wandernde Gottesmänner setzten sich dem Verdacht der Spionage aus –, machten sie sich bald um die Festigung des Herrscherhauses so verdient, dass sie mit dem Bau von Tempeln und Pagoden belohnt wurden. Solch gute Taten wiederum hoben das Prestige des Könighauses gegenüber einer, wie es heisst, «einfachen und ungehobelten» Bevölkerung, die der Lehre vom karmischen Weg anfänglich offenbar wenig geneigt war.

Aus Koguryŏ gelangte der Buddhismus nach Paekche, das freilich für geistige Anregung nicht gänzlich vom Norden abhing, da es direkte Seeverbindungen zu südchinesischen Reichen unterhielt. Religiöses und weltliches Leben war nach kurzer Zeit völlig von buddhistischem Denken geprägt. Paekche-Mönche pilgerten nach China, um dort die neue Lehre direkt an den Quellen zu studieren und verbreiteten danach verschiedene Lehrrichtun-

gen in ihrer Heimat. Auf königlichen Befehl sollen sämtliche Fischerei- und Jagdwerkzeuge vernichtet worden sein, um nach dem Gesetz Buddhas das Töten jeglichen Lebewesens zu unterbinden. Die Begeisterung für den neuen Glauben fand Ausdruck in einem regen Kunstschaffen, das der Buddhafigur erstmals buchstäblich ein koreanisches Gesicht aufprägte. Ebenso entstanden nach chinesischem Muster grossdimensionierte Tempelanlagen, die allerdings, als Silla 663 Paekche besiegte, so gründlich zerstört wurden, dass heute nur noch wenige Ruinen von Paekches glänzender Architektur zeugen.

Paekche war ein seefahrendes Reich, das auch lebhaften Verkehr mit Japan pflegte. Missionare brachten im Gefolge einer offiziellen Gesandtschaft um die Mitte des 6. Jahrhunderts buddhistische Schriften und Statuetten an den japanischen Hof und legten damit das Fundament für die Bekehrung des Inselreiches zum Buddhismus. Mehr noch: Das religiöse Ereignis gab Anstoss zu reichem künstlerischem Schaffen, an dem Künstler und Handwerker aus Paekche prominenten Anteil hatten. In der Tat bergen heute japanische Tempel und Schatzhäuser die erlesendsten Zeugnisse von Paekche-Kunst.

Die Rezeptionsgeschichte des Buddhismus in Silla schliesslich war bestimmt durch die relative geographische Abgeschiedenheit, die dadurch verzögerte politische Entwicklung und die eigentümlichen gesellschaftlichen Verhältnisse Sillas. Erst zu Beginn des 6. Jahrhunderts fanden buddhistische Mönche ihren Weg in den Südosten der Halbinsel, wo sie von einem initiativen Herrscher, der sich bald «Stütze des Dharma» nannte, willkommengeheissen wurden. Doch war den königlichen Bemühungen, der neuen Religion einen Tempel zu errichten, kein Erfolg beschieden, weil sich die Aristokratie aus machtpolitischen Gründen gegen einen solchen Plan stellte. Die Intrigen fanden ihren Höhepunkt in der Hinrichtung des königlichen Beauftragten für den Tempelbau. Als diesem der Kopf abgeschlagen wurde, schoss ein Strahl weissen Blutes aus seinem Körper – ein Wunder, das dem neuen Glauben zum Durchbruch verhalf. Wenige Jahre später, um 535, wurde der Buddhismus zur Staatsreligion erklärt.

Vornehmlich staatsbezogen blieb denn auch der Buddhismus im frühen Silla. Nicht nur wurden die Mönche für den Staatsdienst rekrutiert, der König selbst gefiel sich in der Rolle des Buddha Vairocana, des Weltenherrschers, dem der Schutz des Staates anbefohlen war. Königliche Prärogativen fanden somit Verankerung in buddhistischen Vorstellungen, eine politisch-religiöse Verbindung, die den Auftrag, die ganze Halbinsel unter Silla-Herrschaft zu einen – dies ist 668 dann auch gelungen – geradezu in sich barg. Wie fremdartig jedoch diese Koppelung von einheimischer Politik mit ausländischem Glauben anfänglich gewesen sein muss, illustriert die Gegenüberstel-

lung einer Silla-Krone mit einer kontemporänen Buddha-Darstellung: Auf der einen Seite künstlerische Verarbeitung von Gold und Jade nach überliefertem nordasiatischem Muster; auf der anderen Seite unbeholfener Bronzeguss, der eingeführte Stilelemente schablonenhaft festzuhalten versucht – zwei Werke, die offensichtlich nicht dem gleichen Kulturempfinden entsprungen und verpflichtet sind. Vielleicht erklärt dies auch, weshalb der Buddhismus lange Zeit Sache der Oberschicht blieb, nicht so sehr zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse, als zur Rechtfertigung der streng hierarchischen Gesellschaftsordnung. Denn als Silla-Adliger geboren zu werden war die unfehlbare Belohnung für gute Taten in einem früheren Leben.

Der Silla-Buddhismus verlor von seiner Diesseitigkeit nach der Vereinigung der Halbinsel und erlebte, angeregt durch den nun möglich gewordenen direkten Kontakt mit China, eine eindrückliche religiös-philosophische Horizonterweiterung und Vertiefung. Dies äusserte sich ebenso im Erscheinen einer reichen Kommentarliteratur wie im Entstehen zahlreicher Meisterwerke der Plastik und Architektur. Obschon von chinesischen Vorbildern inspiriert, waren diese Erzeugnisse des koreanischen Buddhismus nicht blosse Nachahmungen; vielmehr waren es Weiterbildungen, die die partikularistisch-individualistischen Neigungen der Koreaner spielen liessen, oder die zuweilen auch zu Werken prägnanter Synthese reiften.

Zunehmende Abneigung gegen den Schul-Buddhismus, als zu eng mit politischen Interessen verbunden empfunden, förderte gegen Ende der Silla-Periode die Verbreitung des Zen-Buddhismus. Diese meditative Richtung des Buddhismus, die Bücherwissen verabscheute, legte dank dem Wirken einiger hervorragender Zen-Meister die geistigen Grundlagen der Koryŏ-Dynastie. Zen-Klöster, die den synkretistischen Tendenzen der damaligen Zeit entgegenkamen, gewannen enorme Gefolgschaften und entwickelten sich zu eigentlichen Machtzentren, die religiöse Belange mit wirtschaftlichem Gewinn zu verbinden wussten. Der Buddhismus behauptete auch im Staat seine dominierende Stellung. Mönchsberater umgaben den König, und Staatsprüfungen für Mönche führten eine feste Hierarchie in die Mönchswelt ein. Buddhas Schutz gegen feindliche Einfälle aus dem Norden wurde erfleht durch das Schnitzen von 81 000 Holzplatten zum Druck des gesamten buddhistischen Kanons, und buddhistische Inspiration schlug sich in zahllosen Werken der Malerei und Architektur nieder. Eine gewisse Popularisierung buddhistischen Gedankengutes schliesslich bezog auch die unteren Volksschichten vermehrt in die religiöse Kultur der Zeit ein. Die Vorherrschaft des Buddhismus im öffentlichen und privaten Leben Koreas ging jedoch mit der Machtergreifung der Konfuzianer zu Beginn der Yi-Dynastie um 1400 eher jäh zu Ende.

Korea ist heute als Land konfuzianischer Prägung bekannt, und es mag deshalb erstaunen, dass seine konfuzianische Vergangenheit nicht weiter als fünfhundert Jahre zurückreicht. Freilich war der Konfuzianismus bereits vor der Gründung der Yi-Dynastie bekannt. Ihm kam jedoch weder in Silla noch in Koryŏ eine entscheidende Rolle zu. Seine ethischen Anliegen bildeten kein zugkräftiges Gegenstück zu den buddhistischen Verheissungen, und seine umfangreiche Literatur wurde nicht so sehr um ihres philosophischen Gehaltes wegen gelesen als von einer vergleichsweise kleinen Elite für Prüfungszwecke gepaukt.

Der Konfuzianismus in Korea erlangte Stosskraft als gesellschaftspolitisches Instrument und Überzeugungskraft als geistige Disziplin erst im Laufe des 14. Jahrhunderts, als er neue Impulse vom chinesischen Neokonfuzianismus erhielt. Neokonfuzianismus ist eine Weiterbildung des ursprünglichen Konfuzianismus durch die Verarbeitung taoistischer und buddhistischer Gedankengänge. Die chinesische klassische Literatur wurde auf Grund dieses erweiterten Horizontes neu durchgesehen, durchdacht und interpretiert – ein gewaltiges Unternehmen, das im China des 12. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte. Der Neokonfuzianismus kultivierte die Vision einer utopischen Vergangenheit, die es in der Gegenwart zu verwirklichen galt. Das Modell zu dieser soziopolitischen Neuordnung lieferte die Gesellschaft des feudalistischen China, beschrieben in den chinesischen Klassikern. Der Neokonfuzianismus enthielt somit einen gesellschaftspolitischen Gärungsstoff, der sich in Korea als besonders aktiv erwies.

Die koreanischen Konfuzianer, inspiriert vom neokonfuzianischen Erneuerungsdenken, setzten es sich zum Ziel, die koreanische Gesellschaft nach neokonfuzianischem Vorbild umzuprägen. Kein Zeitpunkt wäre für ein solches Unterfangen günstiger gewesen als eine Dynastiegründung. Die Konfuzianer scharten sich deshalb willig um den neuen Herrscher in der Hoffnung, ihr neu gefundenes Leitbild in Korea verwirklichen zu können. Dabei verunglimpften sie nicht nur die Buddhisten, durch ihr Unvermögen Korea ruiniert zu haben, sondern beriefen sich auch auf den anfangs erwähnten Kija, der als weiser König die sozialen Errungenschaften des alten China in Korea eingeführt habe. Die Gründung der Yi-Dynastie übertrug somit den koreanischen Konfuzianern die historische Aufgabe, die politischen und gesellschaftlichen Grundlagen für eine umfassende Restauration des alten Korea zu schaffen und mit dem buddhistischen Erbe gründlich aufzuräumen.

Diese Überlegungen motivierten die führenden Konfuzianer der frühen Yi-Zeit, ihre Könige dazu anzuhalten, nicht einfach eine neue Dynastie, sondern eine *konfuzianische* Dynastie zu begründen. Der in dieser Forderung

enthaltene Sendungsdrang vermittelte Impulse für eine gesellschaftliche Umgestaltung, wie sie in der ostasiatischen Geschichte einmalig sein dürfte. Aufmerksamkeit verdient dabei der Umstand, dass das zur Nachahmung empfohlene gesellschaftliche Model – eine streng gegliederte Klangesellschaft – auch in der chinesischen Antike kaum je in seiner vollen Konsequenz ausgebildet worden war und vor allem mit der Gesellschaftsordnung der zeitgenössischen Ming-Dynastie wenig Gemeinsames aufwies. Ausserdem waren die Koreaner ausschliesslich auf schriftliche Quellen, die chinesischen Klassiker, angewiesen.

Die Neustrukturierung der koreanischen Gesellschaft im 15. Jahrhundert war freilich kein blosses Spiel mit ideologischen Werten. Die Konfuzianer verfolgten vielmehr ein ganz handgreifliches Ziel: Sie trachteten für sich nach der politischen und sozialen Vorrangstellung im hierarchisch gegliederten konfuzianischen Gesellschaftssystem. Sie beriefen sich dabei auf ihre umfassende konfuzianische Bildung, durch die sie zu perfekten Moralhütern geformt wurden. Diese moralische Formung wiederum machte die Konfuzianer zu den idealen Verwaltern des Reiches. Ausgewiesen als Intellektuelle und unentbehrliche Beamte wachten sie darüber, dass Regieren in erster Linie ein moralisch-erzieherischer Prozess war, der die ungeformte Natur des Menschen in Einklang mit Staat und Universum zu bringen hatte. Die konfuzianische Beamtenaristokratie der Yi-Dynastie beanspruchte somit für sich einen speziellen Platz in Koreas Gesellschaft und Staat, eine Stellung, die mit ausserordentlichen politischen Privilegien und wirtschaftlichen Vorteilen verbunden war. Konfuzianische Bildung erbrachte greifbare Dividenden.

Im Korea der Yi-Zeit vollzog sich somit eine gesellschaftliche Revolution, die hauptsächlich, wenn auch nicht vollständig, durch ideologische Erwägungen in Gang gebracht wurde. Es entstand eine eigentliche Klankultur auf der Grundlage exakt strukturierter patrilinearer Deszendenzgruppen in einer Gesellschaft, die vor der Yi-Zeit keine festen Erbfolgeprinzipien gekannt hatte. Solche Klane, der Beamtenaristokratie vorbehalten, unterschieden konsequent zwischen regulären Klanmitgliedern – Söhnen von Erstfrauen – und irregulären Klanmitgliedern – Söhnen von Konkubinen. Eine anerkannte Stellung in Gesellschaft und Beamtentum war somit von vornherein einer vergleichsweise kleinen Schar von auf Grund ihrer Geburt erwählten Kandidaten vorbehalten. Die Klane leiteten sich von bestimmbaren Ahnherren ab und übten ihre stärkste Wirkung im Ahnenkult aus, durch den die gemeinsame Abstammung bezeugt und das Klanbewusstsein aktiviert wurden. Klan-Genealogien fixierten solche Verhältnisse schriftlich. Kurz, die Klane stellten die Verbindung zwischen Individuum und Staat her, und konfuziani-

sche Erziehung bildete das Individuum zum Gelehrtenbeamten, dem Staatsdiener par excellence, heran.

Die Rezeption des Konfuzianismus als Gesellschaftsdoktrin durchlief verschiedene Phasen, in denen sich auch das Verständnis des Konfuzianismus selbst wandelte. Zu Beginn der Dynastie, um 1400, herrschte die Ansicht vor, dass nur die konsequente Verwirklichung der Institutionen des antiken China die korrupte Vergangenheit überwinden und eine ideale konfuzianische Gesellschaft herzustellen vermöge. Diese extreme Haltung, die Korea seine Eigenständigkeit kurzweg aberkannte, stiess freilich auf den hartnäckigen Überlebenswillen alteingesessener vorkonfuzianischer Traditionen, die sich nicht leicht reformieren liessen. Dies bestärkte ein paar Konfuzianer um die Mitte des 15. Jahrhunderts in ihrer Ansicht, dass Konfuzianisierung in Korea nicht vollständiger Vernichtung einheimischen Brauchtums gleichgesetzt werden sollte. Eine differenziertere Gesellschaftspolitik wurde gefordert, die brauchbare, längst bewährte koreanische Gesellschaftsinstitutionen berücksichtigen würde.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nach der Gründung der Yi-Dynastie, flachte der Sendungsdrang, der die Dynastiegründer beseelt hatte, ab und die Debatte über das Verhältnis zwischen Tradition und Renovation nahm eine neue Wendung. Die selektive Assimilierung konfuzianischer Werte in Korea wurde nicht länger als Versagen der Regierung in ihrer erzieherischen Aufgabe gerügt. Diese neue Sicht wurde auf Grund von Augenzeugenberichten aus dem zeitgenössischen Ming-China gewonnen. Diese bestätigten, dass auch die gesellschaftlichen Institutionen Ming-Chinas von den Modellen des antiken China erheblich abwichen. Aus solchem Vergleich erwuchs die Erkenntnis, dass beide Länder sich nicht nur von einander unterschieden, sondern dass beide das altchinesische Muster nicht wortgetreu befolgten. Die Koreaner zogen daraus die Folgerung, dass jedes Land und jede Zeitepoche die je passenden Institutionen zu entwickeln habe. Korea war schliesslich nicht China: Es war ein kleines Land mit seinen eigenen geographischen und klimatischen Verhältnissen; sein Brauchtum musste sich deshalb von demjenigen Chinas unterscheiden. Aus diesen Argumenten, die Besonderheit Koreas zu begründen und zu rechtfertigen, erwuchs schliesslich ein Konzept der nationalen Identität, das einheimische Tradition und assimilierte Fremdwerte zu einem eigenständigen Ganzen verschmolz.

Den Begriff der nationalen Identität untermauerten Gedankengänge, die sich aus einem nuancierteren Verständnis des Neokonfuzianismus herleiten liessen. Zu Beginn der Yi-Dynastie wurde der Neokonfuzianismus ausschliesslich als praktische Aufschlüsselung der chinesischen klassischen Li-

teratur verstanden. Der metaphysische Überbau, den der Konfuzianismus durch Verarbeitung buddhistischer und taoistischer Begriffe gewonnen hatte, fand kaum Berücksichtigung. Er war für die Situation zu Beginn der Dynastie irrelevant und unbrauchbar. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts verfeinerte sich jedoch die Interpretation der neokonfuzianischen Literatur, und das Interesse entfernte sich von rein pragmatischen Fragestellungen und wandte sich der konfuzianischen Philosophie zu.

Die philosophischen Studien konfuzianischer Richtung erlebten in Korea zu Beginn des 16. Jahrhunderts die erste Blüte, zu einer Zeit also, als das Konzept der nationalen Identität einer umfassenden Formulierung harrte. Die Koreaner verfügten nun über einen aus dem Neokonfuzianismus erarbeiteten Begriffsapparat, mit dem sie den Assimilierungsprozess zu erklären und den Gedanken der nationalen Identität zu umschreiben vermochten. Zwei entscheidende Schlussfolgerungen wurden schliesslich gezogen: Erstens liess sich aus dieser erweiterten, philosophisch inspirierten Sicht die Konfuzianisierung der koreanischen Gesellschaft zu Beginn der Dynastie als ein den natürlichen Gesetzen kultureller Erneuerung folgender Prozess verstehen. Zweitens konnte die Beschränkung, diesem Prozess in Korea durch den Widerstand einheimischer Traditionen beschieden, dadurch gerechtfertigt werden, dass kulturelle Eigenständigkeit zum notwendigen Bestand jeden nationalen Daseins gehörte. Diese zwei Ansätze verschmolzen sich schliesslich im Begriff der nationalen Identität, der den Koreanern das theoretische Instrument in die Hand gab, die Praxis, wie sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts bestand und bis ins frühe 20. Jahrhundert fortdauerte, zu deuten und als für Korea adäquate Ordnung zu erklären.

Diese für Korea als angemessen erkannte Ordnung war allerdings nur in konfuzianischer Theorie einheitlich und harmonisch. In Tat und Wahrheit gab sich die koreanische Wirklichkeit sehr viel komplexer, durch den Umstand nämlich, dass zwischen assimilierten Fremdwerten und einheimischer Tradition zu allen Zeiten eine gewisse Spannung herrschte. Dieses Phänomen lässt sich vielleicht in etwa mit dem Begriff der «Zweisprachigkeit» fassen. Die gebildete Elite, gleichgültig ob Buddhisten oder Konfuzianer, bediente sich des klassischen Chinesisch als Ausdrucksmittel für philosophische Abhandlungen wie auch für literarische Werke. Wer etwas auf seine Bildung hielt, verstand es, Gedichte auf Chinesisch abzufassen. Der Vergleich mit dem Gebrauch des Lateins in Europa drängt sich auf, allerdings mit der Einschränkung, dass das klassische Chinesisch nicht gesprochen wurde. Koreanische Gesandte führten mit ihren chinesischen Partnern in Peking keine Gespräche, sondern «Pinselkonversationen» – stummer Aus-

tausch von chinesisch geschriebenen Mitteilungen. Nebenbei sei bemerkt, dass nur die weite Verbreitung chinesischer Schriftzeichen, die im alten Korea, das keine eigene Schrift kannte, phonetisch gebraucht wurden, die Aufzeichnung der ersten koreanischen Literaturdenkmäler, vor allem Lyrik, ermöglichte. Ferner verdient eine weitere ausserordentliche Tatsache Erwähnung: Die Übermittlung chinesischer Kulturwerte – dies gilt vor allem für den Konfuzianismus – erfolgte weniger durch persönliche Kontakte zwischen Koreanern und Chinesen, Kontakte, die nach 1400 durchwegs auf offizielle Gesandtschaften beschränkt waren, als durch Bücher und Schriften, die oft ganz zufällig aus China nach Hause gebracht wurden. Die Entschlüsselung der neokonfuzianischen Literatur beispielsweise hing somit gänzlich von der Initiative und dem Verständnis der Koreaner ab – eine intellektuelle Leistung, die ihresgleichen sucht.

Zweisprachigkeit also vorerst im wörtlichen Sinn verstanden: Die geschulte Elite, die Beamtengelehrten, bediente sich eines sprachlichen Mediums, das dem gewöhnlichen Volk nicht zugänglich war. Daran änderte auch die Entwicklung der koreanischen Schrift um die Mitte des 15. Jahrhunderts nichts. Chinesisch blieb die Gelehrtensprache bis in die neueste Zeit.

Der Begriff der Zweisprachigkeit eignet sich auch im übertragenen Sinn zur Beschreibung der gesamten koreanischen Kultursituation. Die Aristokraten belegten in der festgefügten Gesellschaftsordnung den obersten Rang. Sie formten exklusive Klangruppen und bewohnten ziegelbedeckte Herrenhäuser. Sie genossen wirtschaftliche Unabhängigkeit, um sich jahrelang auf die Beamtenexamen vorzubereiten. Sie führten ein vorschriftgemässes rituelles Leben und komponierten chinesische Gedichte. Kurz, die Aristokraten schufen für sich mittels übernommener Fremdwerte eine ebenso reiche wie in sich geschlossene Kulturwelt. Sie waren nicht nur Benutzer einer Hochsprache; sie waren ebenso Träger einer *Hochkultur.*

Diese Hochkultur darf jedoch keineswegs der *ganzen* koreanischen Kultur gleichgesetzt werden. Sicher, sie beansprucht einen gewichtigen, weil besonders prestigebeladenen Anteil am koreanischen Kulturkomplex, doch sie findet sich einer *Volkskultur* gegenüber, die, wenn auch weniger artikuliert, ihren Eigenstand behauptet. Diese Volkskultur verdankte entscheidende Elemente der Hochkultur. Oder anders ausgedrückt: Die Aristokraten liessen es sich angelegen sein, den unteren Volksschichten gewisse Normen und Regeln ihres eigenen Lebensstils beizubringen, um sie damit gewissermassen zu domestizieren. Die Trennungslinie zwischen den beiden Kulturebenen war somit sehr viel weniger scharf als diejenige, die deren betreffende Träger von einander schied. Besonders im traditionellen dörflichen Bereich ergaben

sich auf natürliche Weise zahlreiche Berührungspunkte, im täglichen Leben wie zu Festzeiten. So folgte beispielsweise das Szenarium der alljährlichen Dorffeste, an denen Aristokraten und Bauernvolk gleichermassen teil hatten, konfuzianischen Ritualvorschriften, während ihr eigentlicher Kern, die Besänftigung und Gutstimmung der Geister, aus völlig andersartigen Vorstellungen bestand.

Religion war denn auch ein Vorstellungsbereich innerhalb der Volkskultur, der, abgesehen von einigen rituellen Nachahmungen, Einflüssen von oben nahezu unzugänglich war. Diese Selbständigkeit mag in der urwüchsigen Spontaneität und unzähmbaren Vitalität der Volksreligion, des Schamanismus, begründet sein. Schamanismus ist ein Teil koreanischer Kultur, der deutlich mit der nordasiatischen Vergangenheit des koreanischen Volkes verbunden ist. Hierhin gehört die Figur des Tan'gun, der als Gottheit und zugleich auch als Urschamane verehrt wird. Schamanismus, heute in Südkorea noch immer lebendig und als ursprünglichster Ausdruck koreanischer Art verstanden, setzt der Welt der Menschen eine Welt der Geister gegenüber. Die Geister, übermenschliche Wesen, deren Macht diejenige der Menschen übersteigt, greifen je nach der Art der Behandlung, die ihnen zuteil wird, helfend oder zerstörend ins Schicksal der Menschen ein. Tod, Krankheit, Armut, das Fehlen von Nachkommenschaft werden auf den Einfluss bösgesinnter Geister zurückgeführt. Glück, Gesundheit, viele Söhne, langes Leben hingegen werden als Beweis dafür erklärt, dass die Geister zufrieden sind.

Solche Interpretationen sind jedoch nicht Sache gewöhnlicher Menschen, sondern Angelegenheiten erfahrener und von der Gesellschaft anerkannter Spezialistinnen, der Schamaninnen. Diese haben sich durch einen Initiationsweg über ihre Fähigkeiten im Umgang mit der Geisterwelt, der Jenseitswelt, ausgewiesen. Die rituellen Handlungen, während denen Kontakt mit einem Geist oder einer ganzen Anzahl von Geistern gesucht wird, um Böses zu vertreiben und Gutes herbeizuführen, können in bescheidenem Rahmen mit einfachen Hilfsmitteln vollzogen werden. Sie können sich aber auch, aufgeteilt in verschiedene Akte, mit Tanz, Gesang und Musik über mehrere Tage erstrecken. Der einfachen wie auch der komplizierten Ritualhandlung liegt dabei die Absicht zu Grunde, mittels der ausserordentlichen Begabung der Schamanin das Gleichgewicht zwischen der Geister- und Menschenwelt wieder herzustellen, ein Gleichgewicht, das durch unüberlegtes Handeln und Nachlässigkeit der Menschen oder durch Rache- und Störakte der Geister selbst in Frage gestellt worden war.

Schamanismus wie übrigens auch der Volksbuddhismus, den die Konfuzianer zu Beginn der Yi-Zeit in die Berge, an die Peripherie der bewohnten Welt, verbannten, war fast ausschliesslich Obliegenheit der Frauen. Nur

oberflächlich von der konfuzianischen Kultur der Männer berührt – ganz wenigen Mädchen der Oberschicht wurde eine klassische Bildung zuteil – genossen die Frauen in der Religion einen geistigen und handlungsmässigen Freiraum, der sie für die betonte gesellschaftliche Zurückstellung kompensiert haben mag. Die Hausfrau, die «Person des inneren Hauses,» beschwörte die häuslichen Geister, während der Hausherr seinen Vorfahren Opfer darbrachte. Ohne diese Trennung in weibliche und männliche Lebenssphären – eine Trennung, die sich allerdings nicht nur in religiösen Belangen einschneidend auswirkte – überbetonen zu wollen, liegt doch die Feststellung nahe, dass es gerade die Frauen waren, die die Nahtstellen zwischen Hochkultur und Volkskultur immer wieder durchbrachen und somit gewissermassen als Vermittlerinnen zum Zusammenhalt beider Schichten Wesentliches beitrugen.

«Doppelschichtigkeit» also scheint das hervorstechendste Merkmal koreanischer Kultur zu sein: die sinisierte, das heisst von China beeinflusste, Hochkultur liegt auf der autochthonen Volkskultur solchermassen auf, dass der Druck von oben stärker zu sein scheint als der Gegendruck von unten. Bei erster Begegnung mag denn auch das Koreanische mit einem chinesischen Schema fassbar zu sein. Bei näherem Zusehen jedoch drängt sich Kulturmaterial an die Oberfläche, dessen Interpretation eigene Kriterien verlangt. Ein Volkslied beispielsweise lässt sich nicht mit Aristokratengesang verwechseln: jenes ist unbeschwert, individualistisch, stürmisch-emotional; dieser getragen, diszipliniert, zurückhaltend. Zwei Kulturseelen denn in einem Land? Diese Frage hat sich so den Koreanern kaum je gestellt. Der Begriff der «Doppelschichtigkeit» rückt allerdings in jüngster Zeit auch ins Bewusstsein vieler Koreaner, weil der zunehmende Verlust von Chinesischkenntnissen einem wesentlichen Teil ihrer Kultur die Lebensfähigkeit entzieht und ihn für immer der Vergangenheit überantwortet.